

HEINRICH FEDERER

Seine lyrische Dichtung

Von Dr. P. Sigisbert Frick, OSB, Muri-Gries

Wo immer der Name unseres lieben Dichters Heinrich Federer aufleuchtet, wirkt er wie ein milder Sonnenstrahl, der in den sorgenvollen Alltag Wärme und lichtvolle Freude bringt. Sogleich erstehen vor uns die lebensfrohen und munteren Gestalten aus der stattlichen Reihe seiner prächtigen Erzählungen. Doch nicht dem uns über alles lieben Erzähler wenden wir uns heute zu, sondern dem Lyriker. Der ist freilich vielen unbekannt. Und doch hat Federer lange Jahre das Lied gepflegt, ohne daran zu denken, dass er dereinst als einer der besten Erzähler unserer Heimat weit über unser Land hinaus bekannt und geschätzt sein werde.

Wer die seine Jugend widerspiegelnden Werke kennt, weiss, mit welcher Liebe Heinrich Federer von seinen Kollegjahren zu Sarnen plaudert, von seinen Professoren und Mitschülern, vom ganzen köstlichen Studentenleben. Obwohl er dort einen Dichter als Deutschlehrer hatte — humorvoll schildert er seinen Herrn «Leo» — wurde der junge Studiosus von einem seiner Klassengenossen in die Geheimnisse der Dichtkunst eingeweiht. Und dann begann in jugendlicher Begeisterung ein fleissiges Verseschmieden, das freilich mehr guten Willen als hohe Kunst verrät. Der junge Poet setzt sich in dem so poesievollen Obwaldnerländchen tapfer ans Werk und freut sich mächtig, dass schon seine Erstlinge in den «Monat Rosen», dem Organ des Schweizerischen Studentenvereins, an die grosse Öffentlichkeit gelangen. Hören wir eines seiner ersten Lieder:

Abend am See

Keine Welle regt sich
In der Flut;
Jedes Lüftchen legt sich,
Alles ruht.

Selbst des Ufers Schatten
Regungslos
Weilen auf dem glatten
Wasserschoss.

Aus der kühlen Welle
Nah und fern
Lockt und lacht der helle
Abendstern.

Mit gesenkten Zweigen
Neigt ein Baum
In der Fluten Schweigen
Sich im Traum

Ob der Erdscholle
Sanft und sacht
Schwebet ruhevolle
süsse Nacht.

Bald finden wir in seinem dichterischen Schaffen die Witterungen seiner Seele. «Ich bin oft schrecklich schwermütig und meine Gedichte sind Zeugen davon», schreibt er seinem Freunde Anton Stockmann im Jahre 1886, als ihm der Vater nach einem haltlosen und arbeitsscheuem Leben fern von den Seinen starb und kurz darauf auch Heinrichs Mutter im Tode von ihm schied. So verstehen wir es, wenn auf seiner Leier dunkle, dumpfe Töne erklingen:

Schwermut

Dann ist mir wohl, wenn schwer und grau
Durchs Heidland geht die Nebelfrau;
Wenn alle Sträucher tropfen schwer
Vor Gier nach Lenzes Wiederkehr,
Wenn dann der Wald so öd und kahl
Wie ein Gerippe schaut ins Tal,
Und nur die Sonnenscheibe noch
Ein wenig glimmt am Himmel hoch,
Und aller Mund die Frage tut,
Ob man im Tod im Schlaf nur ruht..
Dann ist mir wohl, wenn einmal doch
Die Erde trägt mein ewig Joch,
Und fühlen muss auf kurze Frist,
Was ein gebrochnes Leben ist.

Schon ein Jahr später schreibt er dem genannten Studienfreund: «Ich verzweifle an meinem Dichtertalent und beschloss öfters, es durchaus nicht mehr zu pflegen, denn wenn ich wüsste, dass ich es nicht weiter brächte als zu den gewöhnlichen Leistungen, wie man sie überall liest, dann wollte ich mir die Mühe ersparen und die Unzahl der Dichterlinge nicht vermehren. Zudem habe ich die Ueberzeugung, dass die Dichtkunst erschöpft ist für diese Sprache und dieses Zeitalter und darum langsam sinkt. Oft empfinde ich ein Gefühl der Ungenüge, des Ueberdrusses menschlichen Treibens, ein geistiges Unbefriedigtsein, das mich, aus Mangel an Frömmigkeit, glaube ich, zuweilen bedrückt.» In den Stunden, da in seiner Lebenssymphonie solch schwere Mollakkorde aufklingen, dichtet er:

Trösterin Nacht

In deines Mantels weiche Dunkelheit
Begrabe du, o stille Nacht, mein Leid,
Und lege auf den Puls die kühle Hand
Und lösch in mir des Tages Fieberbrand,
Und hülle mich dann wie ein Mutterkind
In einen Traum, wo keine Menschen sind!

Hatte sein Deutschlehrer in Sarnen, der Dichter Leo Fischer, die ersten Gedichte Federers zu mild beurteilt — Heinrich beklagt sich selbst einmal darüber — so ging der Literaturprofessor an der Freiburger Universität, Dr. Jostes, dessen Vorlesungen Federer nebst dem Theologiestudium folgte, strenger mit ihm ins Gericht. «Unter der feisten Hand des dicken Kritikers hatten die armen Verse fast verbluten müssen», klagte er. Und doch singt er, durch den gleichen Professor ermutigt, manch neues Lied, noch immer mehr dem dämmernden Abend und der milden Nacht zugewendet, als dem lichtfrohen Tag.

Andenken

Der Abend dunkelt
Die greise Erde geht zur Ruh'.
Ein Sternlein funkelt
Gar innig ihrem Schlummer zu.

Wenn solchem Sterne
Mein Todesschlaf das Leben gibt,
Dann scheid' ich gerne,
Ich weiss, dass mich ein Herz geliebt.

Noch klingen lenauische Töne aus seinem Herzen und auf seiner Harfe, wenn er klagt:

Mainacht

Das ist dein blütenbleiches
Gesicht, o Maiennacht,
Warum in mir ein weiches,
Wehmütiges Lied erwacht.

Zwei silberlaubige Lärchen,
Die rauschten vor unserem Haus
Und legten als goldene Märchen
Mein kommendes Leben aus.

So hat in die finstere Stube
Dein blasses Auge geblickt,
Wenn ich, ein schläfriger Bube,
Im Traume dir zugenickt.

Doch grosse Tränen rollten
Mir über das Angesicht.
Ich wusste nicht, was sie wollten,
War doch ein alberner Wicht.

Sie wollten vielleicht gemahnen,
Wie die holdeste Nacht im Mai
Mit all ihren Träumen und Ahnen
Eine lose Lügnerin sei.

Die Liebe zur Dichtung begleitet ihn durch sein ganzes Studium der Gotteswissenschaft; ja er bedauert es, ihr nicht mehr Zeit widmen zu können. «Und ich bin doch ein Dichter», ruft er einmal voll Optimismus aus, «in meiner Poesie habe ich die Ahnung, dass ich gerade im Augenblick des Gedankens dem echten Bronnen der göttlichen Kunst sehr nahe sei. Ich bin nun einmal so, dass mir Poesie, Musik, Malerei und das volle Betrachten und Erforschen der waltenden Natur um mich herum unentbehrlich scheint und ich auch in solchen Stücken Gott zu gefallen vermeine.» Dichterisch drückt er diesen Gedanken so aus:

Träumen

Im braunen Moose tief unter den Zweigen
Des Forstes, die rauschend sich heben und neigen,
Da lag ich und träumt' ich des Abends so gern.
Da löste der Staub sich des Alltags vom Busen,
Und lächelnd nahten die seligen Musen,
Mit ihnen die Königin Liebe von fern.
Nun ging's an ein Lauschen, ein Hoffen und
Dichten
Von schimmernden Märchen und alten
Geschichten,
Ob alles erlogen? Doch war es mir lieb.
Spät eilt' ich nach Hause,
Schon flammten die Sterne.
Das arme Leben ich duldet' es gerne
Wenn nur der reiche Traum mir verblieb!

Je tiefer der junge Dichter es erfasst, dass die Dichtkunst dem Menschen gegeben sei als Trost und himmlische Gabe, umso mehr erhebt er sich über das Erdenleid. Bei seiner Begeisterung für Vers und Reim verstehen wir es, dass Federer auch in seine ersten Probepredigten im Seminar zu St. Georgen viel, ja allzu viel Poesie einfließen liess. Launig berichtet er seinem Freunde Stockmann: «Der hochwürdige Herr Regens und über ihm das Oberhaupt der st. gallischen Kirche sieht mit ungnädigem Auge auf Rhythmus und Strophen herunter. Sie sind zu praktisch und sagen, man könne dem Volk den Katechismus auch nicht vorskandieren; und die Predigt im Odenstil niederdonnern; Prosa, Prosa, und noch einmal Prosa! Arme Predigten, wie ich sie im Anfang schuf. Da kletterten meine Kameraden wie an einem überwucherten Baumgewächs herum, einer sägte hier, einer dort einen Ast weg, ein dritter schnitt die Blumendolden ab, die ihm zu narkotisch in die Nase rochen, und zuletzt stand mein Gebild da, so gekürzt und beschnitten, dass es sich vor seinem Herrn und sein Herr vor ihm schämte... aber bei Leibe lasse ich mir die Poesie nicht im Predigerberufe erwürgen. Die grössten Prediger haben an Phantasie und Poesie vollen Reichtum gehabt und jedes Kind ist Poet und das ganze Volk ist Poet und wahrlich ein sehr

gesunder Poet, das hab ich schon oft in Erzählung und Plauderei gemerkt, und die Hl. Schrift, ist sie nicht die urgewaltigste Poesie der Gott- und Menschheit?» Er wolle sich jetzt wohl im Gehorsam fügen, meint er schalkhaft, «aber später, wenn die Luft der Freiheit in meiner Brust atmet, will ich auch freier in diesem Punkte sein».

In Jonschwil, dem stillen Dorf im Toggenburg, wo Federer fast sieben Jahre als Kaplan in der Seelsorge wirkt, versiegt ihm längere Zeit der Quell des Sanges. Wiederholt meldet er: «Ich lebe ohne Poesie weiter. Mir fehlt, glaub ich, alles zum Weitertritt auf dem Pegasus.»

Am besten ist wohl das folgende Gedicht Spiegel seiner Seele:

Ich lösche das Licht

Ich lösche das Licht.
Es brannte über leeren Papieren,
Die ich sollte mit innigen Versen zieren.
Keine Zeile floss, es fügte kein Stein
Sich in den andern planvoll ein.
Und doch sah ich gross
Wie aus Gottes Schoss
Den Gedanken wachsen gleich einer Stadt,
Die tausend hochragende Türme hat,
Aber in deren Gassentiefen
Auch kleinere Hüttlein und Menschlein schliefen
Und die so das Traute und Hoheitsvolle
Menschlich mischet auf einer Scholle.

Psalm

Herr, ohne Dich bin ich nichts.
Als ich in meiner Schwäche mich vermass,
Eine Faust machte und sagte: Siehe, das ist meine Kraft —
Als ich mächtig ausschritt: Siehe, das ist meine Spanne —
Als ich die Gedanken, die Du mir eingabst
Wie eigene Rosse ritt und eitel mit
Ihnen durch's Strassenvolk sprengte,
Ich Tor,
Als ich vergass, was ein Schatten ist ohne Gestalt,
Ein Licht ohne Oel, ich ohne Dich,
Als ich prahlte: Das bin ich, ich selber, ich allein:
Du warf mich Deine Hand mit einem Schlag ins Nichts,
So wie ein Maurer den verdorbenen Kalk vom gesunden Stein kratzt!
Und mit Ekel und Speien weit von der Kelle zur Erde schleudert.
Hier lieg ich zwischen den Trümmern meiner Götter,
Selbst ein Zertrümmerter,
Und wer des Wegs vorüberzieht,
Schaudert ob diesem Denkmal der Gottesstrafe,
Warnt sein Büblein an der Hand und beschleunigt den Gang
Ich aber liege hilflos da.
Wer mich einst küsste,
Speit nach mir
Und wem ich Brot gab
Wirft Steine nach meinem Haupt.
Niemand hebt mich auf,
Wenn Du nicht selber kommst,
Schlagender, aber auch heilender Gott.
Herr, ohne Dich bin ich nichts.

Mühevoll Jahre des Ringens ums tägliche Brot und um ein Plätzchen an der Sonne nötigen den freien Schriftsteller, seine ersten Erzählungen zu veröffentlichen. Seine Leier scheint verstimmt, sein Sang verstummt. Merkwürdigerweise erklingt sein Lied auch unter südlichen Sonnen und Menschen nicht, woher er uns doch so wundervolle Geschichten heimbringt. Langsam aber reift seine Seele unter der Sonne Gottes und wird allmählich wieder sangesfroh, so dass der Dichter bekennt:

Wir Schweizer

Ewiger Eidgenossengott! Winzig ist unser Land
Und noch immer steil und schattig von Bergen.
Hat noch immer mehr Kiesel und Eis als Trauben und Korn in der Hand,
Kann seine Wasser und Winde noch immer nicht höflich im Hosensack bergen.
Und hat immer noch struppiges Haar und schweren Mund,
Blutet dem Batzen zulieb noch immer die Seel aus den Knochen,
Aber jubelt und jammert nicht laut und ist bärengesund,
Ob seine Mütter ihm auch nur den Absud vom Fremdentisch kochen.
Poltert den uralten heiligen Bauernschritt noch heut,
Vor dem einst ringsum erzitterten alle die Herrenstühle,
Prügelt sich beim Veltliner und trinkt beim Kuhgelaüt
Wieder fromme Milch und fromme Hirtengefühle.
So, o eidgenössischer Herrgott, schufst Du uns ja,
Rauh wie Böcke gehört, doch fein wie Lämmlein beseelt,
Opfernd ein Flöcklein Wolle, wenn frieret Helvetia,
Rupfend aus anderen Pelzen dann zwiefach, was fehlt.
Also sind wir, so rumpeln wir fort durch den Weltbericht,
Reissen kein Blatt mehr aus und malen auch nicht mehr die Titel,
Aber erlauben dem Michel, dem Hahn und dem Stiefel schon völlig nicht
Auch nur ein Kleckslein ins vaterländische kleine Kapitel.
Nur, Du, eidgenössischer Gott, o streiche im Blatt,
Wenn Du die Hefte der Völker radierst mit untrüglichen Messer,
Streich und verzeih, was der Schweizer zu dick und zu dünn je geschrieben hat!
Siehe, beim Melkstuhl und Hosenlupf schriebest auch Du nicht viel besser.

So gewähren uns Federers lyrische Dichtungen einen Blick in die Falten seines Herzens. Klein und schmal ist das Bändchen, das von Freundeshand gesammelt, seine besten Lieder birgt. Wir konnten hier vom Wenigen nur eine ganz bescheidene Auswahl bieten. Kurz vor seinem Tod, der uns alle so sehr überraschte und betrübte, vertraute Federer seinem Freunde Stockmann, an den alle Briefe gerichtet sind, die wir hier zitierten, folgendes Geständnis an: «Wenn ich meiner wahren inneren Stimme gefolgt und die Gnade nicht zur rechten Zeit verschert hätte, o da hätte ich hoffen dürfen, wenigstens ein Gedichtbuch zu schreiben, das länger lebte. Zum Gedicht — nie zur Prosa — hat es mich immer, auch als Theologe und Kaplan, innerlich getrieben!» Aber er tröstet sich darüber hinweg mit der wundervollen Einsicht: «Gott ist so gross und ich bin so

Ich seh's, ich fühl's, und doch kein Wort
Will mir aus der Feder fort.
An Gabe so arm, an Habe so schwer,
Die Seele so voll, die Hand so leer,
Unseliger Zwiespalt, ich ertrag es nicht,
Ich lösche das Licht.

Antwortet das Licht: Lösche mich nur!
Es darf im Leben
Wohl auch ein reimloses Stündlein geben.
Glaube nicht, dass die Seele gewinnt,
Wenn sie ihr Tiefstes nach aussen spinnt.
O halte den Vers, noch gehört er dir,
Noch ist er lauterste Seelezier!
Sei klug, dichte fort, aber schreibe nicht
— lösche das Licht!

Und nun kommt eine Zeit, in der Erato, die Muse der Lyrik, sich von Federer abzuwenden scheint, um ihrer Schwester Melpomene Platz zu machen. Er wendet sich dem Drama zu, freilich ohne den erhofften Erfolg. Federer siedelt nach Zürich in eine Redaktorenstube über, kommt aber dort bald zur Ansicht: «Ich verstehe aus der grossen Welt nichts zu machen. Darum muss man mich in die kleine zurückgehen lassen.» Das Ungenügende seiner Kräfte, das Versagen in verschiedener Hinsicht und das lange Kranksein bedrücken ihn sehr. Doch wird ihm diese Not zum Segen. Seine sich wandelnde und sich läuternde Seele spricht sich nun, Gott näher gekommen, so aus:

Abendandacht

Der Du auf der Wolken Rande
Hoch am Abendhimmel schreitest,
Ueber alle Meer' und Lande
Segnend Deine Hände breitest:
Einsamer! Gebete rauschen
Dir, wohin Dein Ohr sich neige,
Und ich senk' in leisem Lauschen
Demutsvoll das Haupt und schweige.

Aber nicht nur in Gott verankert sich seine Persönlichkeit immer tiefer, auch das Lied und Lob der Heimat zeugt nun davon, dass er zutiefst beglückt ist, sich Schweizer nennen zu dürfen. Und hier bricht jener goldene Humor durch, den wir aus seinen köstlichen Erzählungen kennen.

Zuletzt

Ueber sieben Bäche geht es
Herz, mein Herz, zu dir.
Und mit sieben Winden weht es
Rauh entgegen mir.
Doch dann wird an Deinem Pförtchen
Alles gut und still.
Wenn ich harre mit dem Wörtchen:
Herr, tu auf, ich will!